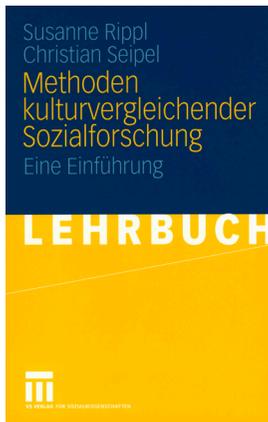


Rezensionen



SUSANNE RIPPL und
CHRISTIAN SEIPEL,
2008: Methoden
kulturvergleichender
Sozialforschung.
Eine Einführung.
Wiesbaden: VS
Verlag für Sozial-
wissenschaften.
ISBN 978-3-3531-
14965-3, 189 Seiten,
19,90 EUR.

Zwei der vier berühmten Gesetze der Soziologie von Esping-Andersen lauten: „Everything is different in the South“ und „Nothing ever works in India“. Wenn wir nicht wissen, weshalb das der Fall sein sollte, dann gibt es immer die ‚Kultur‘, die im Süden anders ist als im Norden und in Indien anders als in Kiribati. In der vergleichenden Sozialforschung wird dieses Prinzip nicht nur als faule Ausrede verwendet, um unser beschränktes Wissen hinter prächtigen Begriffen zu verstecken. Man kann es auch als wichtigste Herausforderung eben dieser Forschung betrachten, den Kulturbegriff empirisch zugänglich zu machen und seinen Auftritt als Deus ex Machina zu vermeiden. Auch Esping-Andersens Gesetze sollten falsifizierbar sein.

Methodische Auseinandersetzungen mit den Problemen der vergleichenden Forschung sind heutzutage meistens sehr avanciert und die rasant wachsenden Datenberge bieten ideale Spielplätze für die übliche Kraftmeierei der Techniker. Für Sozialwissenschaftler, die zum Beispiel Kinderwünsche, Wählerverhalten, religiöse Institutionen oder Kriminalitätsraten unter verschiedenen Gruppen vergleichen möchten, ist das alles selten hilfreich. In ihrem neuen Lehrbuch stellen Susanne Rippl und Christian Seipel sich die

Aufgabe, „... eine praxisorientierte Einführung in die Methoden kulturvergleichender Forschung vorzulegen“, wobei der Schwerpunkt auf ‚Surveyforschung‘ liegt. Für Studierende und wenig erfahrene Forscher ist das sicherlich eine sehr willkommene Handreichung.

Das Buch umfasst neben einem als ‚Einleitung‘ bezeichnetem Vorwort und einem sehr mageren Schlusskapitel von nur einer Seite insgesamt sieben Kapitel. Auf der Basis vieler Beispiele aus verschiedenen Disziplinen beschreiben die Autoren den Forschungsprozess schrittweise und erläutern insbesondere die Komplikationen bei der Erstellung von Äquivalenz. Zunächst stellen Rippl und Seipel sich in Kapitel 2 die Frage, „Why culture matters“ und diskutieren die verschiedenen Kulturdefinitionen. In der Umfrageforschung hat sich ein subjektbezogener Kulturbegriff durchgesetzt und werden Kulturvergleiche faktisch als ländervergleichende Studien durchgeführt. Rippl und Seipel legen sich am Anfang zu Recht nicht auf derartige Spezialfälle fest, sondern bieten systematische Überblicke der unterschiedlichen Begriffsverwendungen und Forschungspraxen. Diese systematische Vorgehensweise wird in Kapitel 3 mit einer Darstellung der ‚methodologischen Debatten‘ in verschiedenen Disziplinen fortgesetzt. Beispiele aus der Ethnologie, Soziologie, Politikwissenschaft und Psychologie machen die unterschiedlichen Fragestellungen und Ansätze deutlich. Um diese Differenzen zu erläutern, vermeiden die Autoren grundlegende Auseinandersetzungen mit epistemologischen Fragen der Sozialforschung nicht. Eine multi-disziplinäre und für Anfänger verständliche Darstellung dieser Thematik ist natürlich extrem schwierig. Rippl und Seipel meistern diese Aufgabe mit wechselndem Erfolg und brauchen am Ende des Kapitels ein sehr langes ‚Fazit‘, um die vielen Punkte einigermaßen überschaubar zusammenzufassen und sich zu einer

„kritisch-rationellen Position“ zu bekennen. Ihre disziplinären Vertiefungen in diesem Kapitel sind unausgewogen und insbesondere die politikwissenschaftliche Kulturforschung wird mit nur einigen Absätzen abgetan. Von der außergewöhnlich einflussreichen Studie von Almond und Verba erfahren die Leser zum Beispiel kaum mehr, als dass es sich dabei um einen „Klassiker“ handelt. Max Kaases kritische Darstellung der politischen Kulturforschung als der Versuch, einen Pudding an die Wand zu nageln, wird nicht einmal erwähnt.

Nachdem die Grundlagen der vergleichenden Kulturforschung in den ersten drei Kapiteln dargestellt sind, widmen Rippl und Seipel sich in den weiteren Kapiteln dem praktischen Ablauf des Forschungsprozess bei standardisierten Umfragen. Zuerst betonen sie in Kapitel 4, dass das „Postulat der Vergleichbarkeit“ in allen Phasen kulturvergleichender Studien – also von der Problemdefinition bis zur Publikation – zu berücksichtigen ist. Diese Behandlung des Gesamtprozesses ist sehr wichtig, da viele Forscher Vergleichbarkeit noch immer als ein Problem der Operationalisierung und Messung betrachten. In diesem Kapitel präsentieren Rippl und Seipel die Herstellung von Äquivalenz als die zentrale Herausforderung der vergleichenden Forschung: „Nur gleichwertiges kann auch verglichen werden“. Anhand der zwei grundlegenden Fragen „What to measure?“ und „How to measure?“ werden die verschiedenen Äquivalenzbegriffe vorgestellt und mit Beispielen veranschaulicht. Auf diese Weise entsteht ein klarer Überblick über die Äquivalenzproblematik sowie die Quellen möglicher Verzerrungen. Und weil es so viele unterschiedliche Fehlerquellen gibt, ist jeder Kulturvergleich wegen der möglichen Kumulation von Verzerrungen stark bedroht.

Auswahlverfahren und Fragebogenentwicklung bilden die Themen von Kapitel 5 bzw. 6. Obwohl Rippl und Seipel in früheren Kapiteln zu Recht vor der einfachen Gleichsetzung von Kulturen, Gesellschaften und

Ländern warnen, beschäftigt sich Kapitel 5 ausschließlich mit Problemen der Auswahl von Ländern und Individuen. Merkwürdiger Weise sind sie dabei so auf Stichprobenziehungen fokussiert, dass sie einfach übersehen, dass für manche Fragestellungen Vollhebungen vorhanden sind (zum Beispiel in Lijpharts Studie demokratischer Staaten oder in Putnams Vergleich italienischer Regionen). Kapitel 6 diskutiert die allgemeinen Probleme der Anwendung vorhandener Instrumente, die Komplikationen bei Übersetzungen sowie die Antwortverzerrungen bei Fragebogenentwicklungen. Bereits in den ersten Kapiteln sehen Rippl und Seipel sich gezwungen, ihre Darstellungen des kulturvergleichenden Forschungsprozesses mit ausführlichen Erläuterungen über eher allgemeine Aspekte der Umfrageforschung zu ergänzen. Für ein Lehrbuch ist es sicherlich kein Nachteil, dass solche Sachen hier nochmals von einer vergleichenden Perspektive beleuchtet werden. Allerdings rücken die Darstellungen dieser allgemeinen Aspekte die spezifischen Probleme der vergleichenden Kulturforschung in Kapitel 5 und 6 immer mehr in den Hintergrund. Der Leser erhält so zwar nebenbei einen Auffrischkurs „Grundlagen der Umfrageforschung“, muss sich dafür aber bei den konkreten Äquivalenzproblemen manchmal mit allgemeinen Bemerkungen und Hinweisen zufriedustellen.

Die versprochene „praxisorientierte Einführung“ in die vergleichende Kulturforschung ist insbesondere in den beiden letzten Kapiteln des Buches zu finden. Thema von Kapitel 7 ist die „Erfassung sozialer Kontexte“ und ihr Vergleich auf der Basis von Input- oder Output-Harmonisierungsverfahren. Die ausführlichen Beispiele dieses Kapitels betreffen Klassifikationssysteme für soziodemographische Faktoren (Bildung, Einkommen und Beruf) und die Anwendung von Makroindikatoren (wirtschaftliche Entwicklung, politische Entwicklung). Die beiden Themen zeigen die Probleme und Möglichkeiten von Output-Harmonisierung an Hand von internationalen Standardisierungen in

bekannten Bereichen. Mit Harmonisierung wird zwar ein wichtiger Aspekt der Äquivalenzproblematik angesprochen. Es ist jedoch auch ein relativ einfacher Aspekt, der sich fast ausschließlich auf die Konstruktion und Validierung von eher identischen als von äquivalenten Instrumenten richtet.

Im letzten substanziellen Kapitel ihres Buches stellen Rippl und Seipel die Analyse-möglichkeiten von Daten vor, die in kulturvergleichenden Studien gewonnen werden. Dabei wenden sie einen systematischen Überblick basierend auf dem Unterschied zwischen Makrodaten, Makrodaten als aggregierte Werte von Mikrodaten und Mikrodaten an. Außerdem wird die Fehlschlussproblematik erläutert. Abschließend präsentieren die Autoren einige Beispiele von Äquivalenzprüfungen für eine „Nationalismus-Kurzskala im Kulturvergleich“. Auch hier wählen Rippl und Seipel leider nur relativ einfache Äquivalenzprobleme, da keines der Beispiele sich mit der Eliminierung oder Hinzufügung kulturspezifischer Items auseinandersetzt. Offensichtlich konnten die Autoren sich trotz allem nicht von dem Gedanken lösen, Identität oder Ähnlichkeit seien wesentliche Merkmale von Äquivalenz. Sie sind es nicht – und eine Auseinandersetzung mit der Konstruktion wirklich unterschiedlicher Instrumente in verschiedenen Kontexten fehlt leider komplett.

Mit diesem Buch haben Rippl und Seipel versucht, eine Lücke in dem Angebot von Lehrbüchern in der vergleichenden Sozialforschung zu schließen. Der Versuch ist sehr lobenswert und das Ergebnis kann sich durchaus sehen lassen. Wie bereits erwähnt, ist es in einem einführenden Lehrbuch der vergleichenden Forschung kaum zu vermeiden, auch allgemeine Aspekte der empirischen Sozialforschung zu behandeln. Für Dozenten, die das Buch in ihren Kursen und Seminaren einsetzen, bleibt allerdings noch viel zu tun. Erstens ist die ‚Praxisorientierung‘ des Buches auf Beispiele beschränkt, welche meistens nur knapp vorgestellt werden und relativ einfach sind. Die meisten Komplika-

tionen werden zwar erläutert, aber eine systematische Herangehensweise zur Reduzierung von Äquivalenzverletzungen fehlt. Hier hätte der Vorschlag von Fons van de Vijver und anderen, den Begriff ‚Äquivalenz‘ in kulturvergleichender Forschung durch ‚Verzerrung‘ (‚bias‘) zu ersetzen, sicherlich einen Ausweg darstellen können. Mit der Verwendung des Begriffes ‚Verzerrung‘ können verschiedene Ursachen von Vergleichbarkeitsproblemen und ihre Lösungen viel systematischer als mit dem unspezifischen Äquivalenzbegriff benannt werden.

Eine zweite Aufgabe, welche den Dozenten überlassen bleibt, betrifft die Anwendung von Ex-post Strategien in Sekundäranalysen. In den letzten Jahren ist das Angebot von vergleichenden Datenerhebungen (Eurobarometer, WVS, ESS, ISSP usw.) stark gestiegen und damit auch das Interesse an der Entwicklung von vergleichbaren Instrumenten. Manche dieser Erhebungen sind wiederholte Querschnittsbefragungen und somit auch auf die Entwicklung äquivalenter Messungen im Zeitvergleich angewiesen. Im Hinblick auf dieses stark gestiegene Datenangebot spielen Sekundäranalysen im Alltag der meisten vergleichenden Kulturforscher heutzutage eine zentrale Rolle. Auch hier bieten Rippl und Seipel leider wenig konkrete Hilfe. Ihre Darstellungen beschränken sich auf Input- und Output-Harmonisierungsverfahren und vermeiden den Unterschied zwischen Ex-ante und Ex-post Strategien, obwohl verschiedene Beispiele eindeutig zu dieser letzten Kategorie gehören.

Schließlich bleiben den Dozenten an mehreren Stellen auch Konkretisierungen des Informationsangebots überlassen. Von einem ‚praxisorientierten‘ Lehrbuch erwartet man zum Beispiel bei der Präsentation von Mehrebenenmodellen Hinweise auf die erforderlichen Fallzahlen für solche Analysen oder bei Makroanalysen Vorgaben für die Anwendung von Gewichtungen. Solche praktischen Informationen fehlen. Im Jahr 2008 sollte ein Buch für Studierende außerdem die Möglichkeiten des Internets viel breiter nutzen als die wenigen vereinzelten

Angaben von Websites, die Ripp und Seipel jetzt anbieten. Wer eine kompakte Einführung in die vergleichende Kulturforschung sucht, dem ist mit dieser Einführung sicherlich gut geholfen. Die Beschränkungen des Buches sollten dabei als Herausforderungen zu weiteren Explorationen des Gebietes betrachtet werden, wobei noch viele Probleme zu klären sind. Esping-Andersen lässt grüßen.

JAN VAN DETH, MANNHEIM

* * * * *



ROLF PORST,
2008: Fragebogen.
Ein Arbeitsbuch.
Studienskripten zur
Soziologie. Wiesba-
den: VS Verlag für
Sozialwissenschaften.
ISBN: 978-3-
531-15178-6, 190
Seiten, 14,90 EUR.

Wer schon einmal einen Fragebogen entwickelt hat, der weiß, wie schwierig es ist, die richtigen Wörter zu finden, die Sätze so zu formulieren, dass sie für die Zielpersonen verständlich sind und den Fragebogenaufbau so zu gestalten, dass er (in der mündlichen Befragung) vom Interviewer leicht zu handhaben ist bzw. dass er (in der schriftlichen Befragung) so übersichtlich aufgebaut ist, dass jede Zielperson ihn problemlos ausfüllen kann. Rolf Porst berät seit über 20 Jahren als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei GESIS Forscher und Forschergruppen bei der Entwicklung und Durchführung von empirischen Studien und hat in dieser Zeit nach eigenen Angaben – „über den Daumen gepeilt“ (S. 5) – bei etwa 2.500 Fragebögen

Beratungshilfen gegeben. Es gibt vermutlich kaum einen Fehler, der bei der Konstruktion gemacht werden kann und den der Autor im Laufe dieser Zeit nicht gesehen hat. Das vorliegende Buch ist als Praxisbuch geschrieben, es soll sowohl dem empirisch arbeitenden Sozialwissenschaftler als auch dem Praktiker in der Marktforschung helfen, einen eigenen Fragebogen zu entwickeln. Der Autor verwendet dabei ganz bewusst eine Sprache, die dem Leser das Gefühl vermittelt, er säße gleich neben ihm. Er verwendet überwiegend Umgangssprache und spricht dabei den Leser immer wieder direkt an („Sie ahnen schon ...; sondern wir müssen die ...; wenn Sie dieses Zitat ...; wenn es mir gelungen sein sollte, Sie zu täuschen ...“ (S. 11)), um genau diese Situation zu simulieren – und er verwendet sie so, dass sie nicht überheblich klingt. Diese Art der Schreibweise ist im wissenschaftlichen Kontext etwas gewöhnungsbedürftig, aber nach zwei Kapiteln hatte ich mich daran gewöhnt und fand es anschließend sogar recht angenehm – man muss nicht darüber nachdenken, was der Autor meint oder meinen könnte, man nimmt seine Ratschläge zur Kenntnis. Die Arbeit hat auch einen gewissen Witz, u. a. wenn der Autor Beispiele für Fragenformulierungen bringt, die eigentlich absurd sind (aber sehr wahrscheinlich real waren).

Wie Porst ausführlich dokumentiert, hat jede Frage eine Antwort – und zwar jene, die zu dieser Frage passt. Es ist eine eigene Wissenschaft, es ist eine Kunst (richtig) zu fragen, oder wie es bereits Stanley Payne 1951 als Buchtitel formulierte „The art of asking questions“ bzw., gut 50 Jahre später in Anlehnung an diese Arbeit, von Schaeffer und Presser (2003) „The science of asking questions“. Wenn bedacht wird, dass bereits Payne (1951) sehr viele Hinweise auf Frageformulierungen und mögliche Fehler gab (und dieses Wissen wird auch in den Einführungen zu den Methoden der empirischen Sozialforschung gelehrt, es steht auch in jeder mir bekannten Einführung zu dem Thema) und dass es inzwischen jede Menge